

Multum teneo de tali libro Die Epistolae Obscurorum Virorum

Magister Philippus Schlauraff schickt dem Kölner Magister Ortvin Gratius ein „Carmen rithmicale“. Es sei ein Gedicht, schreibt er, „quod compilavi de ambulatione mea hincinde per Almaniam, quando visitavi universitates, habens mandatum a theologis, quod debui seminare favorem eorum contra Ioannem Reuchlin“, („das ich über meine Wanderung durch verschiedene Gegenden Deutschlands gemacht habe, als ich im Auftrage der Theologen die Universitäten besuchte, um sie günstig für uns zu stimmen wider Johannes Reuchlin“), und es berichte über seine Erlebnisse mit „Poeten“ vor allem in Oberdeutschland, die ziemlich rauh mit ihm verfahren seien: „fui ibi tribulatus a poetis, qui sunt hincinde“ („ich wurde von den dortigen Poeten mißhandelt“). Man könnte meinen, die Poeten hätten ihn in weiser Voraussicht bestraft, denn Schlauraff kümmert sich in seinem Gedicht eingeständenermaßen weder um „quantitates“ („Silbenlängen“) noch um „pedes“ („Versfüße“), da er solche „poetria“ (in typischer Weise verwendet er ein Wort, das sowohl „Dichtkunst“ als auch „Dichterin“ bedeuten kann) nicht gelernt habe und sich (deshalb!) auch nicht darum schere. Und was widerfährt ihm nicht alles!

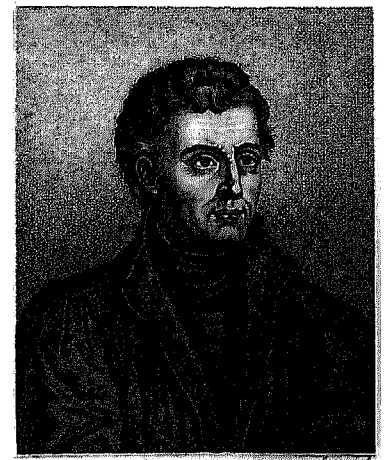
Nach einigen unerquicklichen Erlebnissen in Sachsen, Rostock, Frankfurt an der Oder, Wien, Ingolstadt, Nürnberg, „Ubi quidam Pirckheymer, / qui non est magister, // Fecit mihi instantiam“ („Wo ein gewisser Pirckheimer, der nicht einmal Magister ist, mich sehr bedrängte“) und Leipzig, verfügt er sich nach Erfurt. Aber dort hetzt Eobanus Hessus, der berühmte Schulrektor, Dichter und spätere Marburger Professor, unter Beifall des Crotus Rubeanus den Straßenmob zwei-, dreimal auf Schlauraff mit dem Ruf: „Frangatis ei dentes, // Quia theologicus / et Reuchlin est inimicus“ („Schlagt ihm die Zähne ein, denn er ist ein Theolog und Feind Reuchlins“). Von der Gefolgschaft des Mutianus Rufus und des Aesticampian ziemlich verbeult, kommt Schlauraff im Erzgebirge an – nur um erneut verprügelt zu werden. Franken passiert er sehr schnell, weil Ulrich von Hutten angedroht hat – aber das sollte man lateinisch lesen:

„... Tunc ivi ad Franconiam, //
Ubi est fluvius Moenus; / ibi Ulrichus Huttenus
Iuravit levatis digitis, / quod vellet me percutere virgis,
Si vellem ibi stare. / Tunc cogitavi meum salutare...“

(„Darauf ging ich nach Franken, wo der Main fließt. Dort schwor Ulrich Hutten mit erhobener Hand, daß er mich mit der Rute schlagen würde, wenn ich dort Station machen sollte. Da beschloß ich mich zu retten...“)

Also kehrt er sich nach Schwaben. Zwar wandert er an Stuttgart vorbei, „quia habet ibi stantiam // Reuchlin, ille haereticus, / qui fuit mihi suspectus“, („... weil dort der Ketzer Reuchlin seinen Sitz hat, der mir nicht geheuer war“), aber auch in Tübingen gibt es nicht nur den schrecklichen Melanchthon, sondern auch Heinrich Bebel und andere, wie z.B. Paulus Vereander, „die [vor lauter Aufregung und Reimnot fällt Schlauraff für einen Moment ins ihm viel vertrautere Deutsche] schworen alle mit einander, // Quod vellent me percutere, / si non vellem recedere.“ („... daß sie mich verhauen wollten, wenn ich mich nicht davonmache.“) Also flüchtet er aus dem Tübinger Regen in die Straßburger Traufe, denn Sebastian Brant, „der nam mich bei der hant, // Dicens: ‚Mihi sequere: / nos volumus navigare // Ab hinc in Narragoniam / propter tuam stultitiam‘.“ („... und sagte:

Bildnis Johannes Reuchlin, 18. Jh.
(Kat.-Nr. 3.33)



Johann Reuchlin

„Folge mir, wir wollen mit dem Schiff ins Narrenreich fahren, weil du gar zu dumm bist.“). In Schlettstadt sieht er den armen Wimpheling, und der ist, vielleicht weil er so arm ist, der einzige, der ihm nichts tut. Jakob Spiegel nennt ihn einen „daubengigel“ (wohl: einen „versoffenen Narren“) und eine „bestia“ (ein „Vieh“), Beatus Rhenanus haut ihm allein schon auf die Mitteilung, er sei (wie Ortvin Grätius auch) aus Flandern, zwei mächtige Ohrfeigen herunter. In Hagenau geht es ihm nicht besser, in Freiburg „multi nobiles, / armati et horribiles, // Reuchlin defenderunt / et mihi mortem minaverunt“ („verteidigten viele schreckliche und dazu noch bewaffnete Adelige diesen Reuchlin und drohten mich zu töten“), in Basel kann er sich eben noch vor Erasmus blamieren, bevor er in des berühmten Verlegers Froben Haus die Hücke voll kriegt. Er nimmt auf dem Rheinschiff Reißaus nach Worms, wo er im Streit mit einem humanistischen Arzt nach bester Slapstick-art eine Portion Käse ins Gesicht geklatscht bekommt. In Mainz kriegt er eine Sitzbank über den Kopf, nur weil er einen Bauchwind hat fahren lassen, und hat es nur der Großmutter Thomas Murners zu verdanken, daß er nicht in den Rhein geworfen wird. So flüchtet er schließlich zu den Dominikanern nach Köln und lebt dort, wenn auch nicht ganz ungefährdet, in Freuden: „steti cum theologis / et vixi in laetitiis.“ (Alle Zitate aus Brief II, 9)

Auch dem lateinkundigen Leser wird es heutzutage schwer fallen, in dieser kruden Mischung aus schlechtem Latein, bombastischer Koryphäenrevue und aufdringlichem Grobianismus „das lauteste Aufjauchzen der satirischen Lust“ zu erkennen, wie Huttens begeisterter Biograph David Friedrich Strauß in der Euphorie der Reichsgründung 1871, oder „ein kristallhelles und wohl lautendes Gelächter, kindlich harmlos, Überschwang einer fröhlichen Stunde“, wie Ricarda Huch, deren nicht nur ästhetisches Urteil sonst sicherer war. Es fällt heute überhaupt schwer, diese Satire, die berühmteste der frühen Neuzeit mit Nachwirkungen bis ins 20. Jahrhundert, als jenes Glanzstück deutschen Humors zu erkennen, als das es doch allenthalben gilt. Diese Schwierigkeiten haben ihre Gründe. Es ist kaum mehr möglich, die tiefere Bedeutung von Scherz, Satire und Ironie in den „Dunkelmännerbriefen“ ohne weiteres Vorstudium zu erkennen.

Das fängt schon beim Titel an. Denn diese fingierten Briefe, deren erster Teil Ende 1515 erschien und Ende 1516 mit einer Appendix von sieben Briefen versehen wurde, deren zweiter Teil im Frühjahr 1517 (ausgerechnet in Köln!) das Licht der literarischen Welt erblickte, tragen keinen ad hoc erfundenen Titel. Was da gravitatisch und lächerlich zugleich als

„EPISTOLAE OBSCVRORVM VIRORVM AD VENERABILEM
virum Magistrum Ortuinum Gratium Dautenriensem
Coloniae Agrippinae bonas litteras docentem:
varijs & locis & temporibus missae:
ac demum in volumen
coactae.“

(so der Titel der Editio princeps von Teil I, 1515) daherkommt („Briefe der Dunkelmänner an den verehrungswürdigen Herrn Magister Ortvin Grätius aus Deventer, Lehrer der schönen Wissenschaft zu Köln, von verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten abgeschickt und endlich in einem Band vereint“), ist die satirische Reaktion auf eine andere Briefsammlung, die Anfang 1514 erschienen war, und den nicht weniger gespreizten, aber ganz ernsthaft gemeinten Titel

„CLARORVM VIRORVM EPISTOLAE
latinae graecae & hebraicae uarijs temporibus missae
ad Ioannem Reuchlin Phorcensem
LL. doctorem“

Nandt Spiegel.

Johannis Pfefferkorn/wider vnd gegē die Jüden/vnd
Jüdischen Thalmudischen schrifftenn So/sie vber das
Cristenlich Regiment/singen vñ lesen Welche pülich Gots
lesterer/kezer vnd aberglauber/des altē Nomen/vnd des
Naturlichen gesezen gezeit/geheissen/verhümelt vñ ab-
gethan/werden mögen. Darumb sich etliche cristen wider
nich setzen/anfechten Solliche artickel zu widlegen Dar-
gegen ich antwurdt vñ mit bescheidenen redē vffgelöst hab.

Welcher daß püchlein lesen will Der thū nit wieder hanñ
So er vber die glüende folen fleiche vill gelesen/vnd we-
nig verstanden ist besser vnterlassen.

trug („Briefe glänzender Männer in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, zu verschiedenen Zeiten an den Doctor beider Rechte Johannes Reuchlin aus Pforzheim abgesandt“). Darin hatte Reuchlin selbst eine Anzahl von Briefen zusammengestellt, in denen ihm seine Humanisten- und Juristenkollegen und -freunde mit allem Pomp ihrer Gelehrsamkeit im Streit mit Pfefferkorn und den Kölnern zu Hilfe geeilt waren.

Damit ist der Punkt erreicht, von dem alles ausging. 1505 war ein Jude namens Joseph Pfefferkorn unter nicht ganz zu klärenden Umständen „... mitsamt weib vnd kynderen zu dem Crestelichen glauben komen...“ und hatte den Taufnamen Johannes angenommen. Ein getaufter Jude zu sein, war in dieser Zeit kaum angenehmer als ein Jude zu sein, denn die Christen waren gegenüber ihren neuen Glaubensgenossen, die oft genug unter Zwang konvertiert waren, äußerst mißtrauisch und interpretierten jede unübliche Haltung als Rückfall in den alten Glauben. Und die Konvertiten wußten, was ihnen drohte, wenn sie als ‚Ketzer‘ angeklagt wurden: der Tod. Kein Wunder, daß sich die meisten der ‚bekehrten‘ Juden unter den Schutz der Kirche stellten, gar selbst Priester wurden, um dem ungeheuren Druck zu entgehen. Verständlich auch, daß viele den Zwang verspürten, den Christen die Zweifellosigkeit ihres neuen Glaubens, die große seelische Ruhe nach den ‚Verirrungen‘ des Jüdisch-Seins zu demonstrieren und zu beweisen. Pfefferkorn ging diesen Weg, indem er sich in den Schutz der Kölner Dominikaner begab (deren bedeutendster, Jakob van Hochstraten, war seit 1507 Inquisitor der Kirchenprovinzen Köln, Mainz und Trier) und mit ihrem Einverständnis als Missionar seines neuen Glaubens auftrat, seine Glaubensfestigkeit dadurch unter Beweis zu stellen versuchte, daß er sie mit dem hartnäckigen ‚Unglauben‘ seiner früheren Glaubensgenossen kontrastierte. In zunehmend giftiger und brutaler werdenden Schriften griff er die Juden und ihren Glauben an. Das scheint seine Position innerhalb des Christentums bald gefestigt zu haben, denn schon 1509 erlangt er von Kaiser

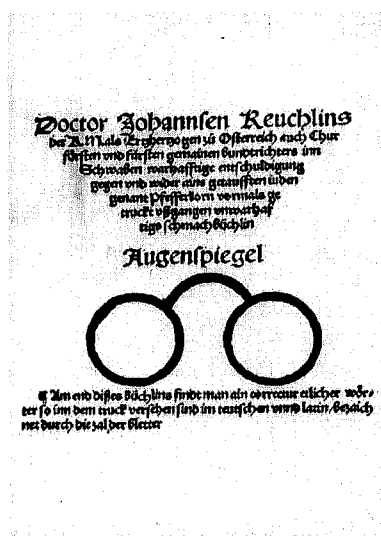
Maximilian ein Mandat, das den Juden des Reiches befahl, alle ihre heiligen Schriften dem ‚Spezialisten‘ Pfefferkorn zur Prüfung und eventuellen Beschlagnahme auszuliefern. Für die Juden – und das sollte bei der Betrachtung der Folgen dieses Vorgangs nie außer acht gelassen werden – ging es dabei um nichts Geringeres als um ihre religiöse Identität und damit um die Existenz als Minderheit im Römischen Reich.

Reuchlin, der große Humanist, Dichter und Jurist, wurde als der herausragende Hebraist seiner Zeit in die Sache verwickelt, als er (die Juden hatten sich gegen das Mandat gewehrt, und der Kaiser hatte Gutachter bestellt, u. a. die Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, den Ketzermeister Hochstraten, den konvertierten Juden und Priester Viktor von Carben und eben Reuchlin) in seinem Gutachten für den Kaiser nicht zu dem erwarteten Schluß gekommen war, Pfefferkorn recht zu geben. Er wollte den Talmud nicht verbrannt sehen und plädierte gleichzeitig als Jurist für die rechtliche Gleichheit der Juden mit allen anderen Bürgern im Reich: „... das wir vnd sie ains ainigen römischen reichs mit burger synd / vnd in ainem burgerrecht vnd burckfriden sitzen. wie künden wir dan fiendt sein.“

Das paßte überhaupt nicht in das Konzept Pfefferkorns und der Kölner Dominikaner. Also überzogen sie den zwar reformwilligen, aber kirchentreuen Reuchlin, obwohl er dem Predigerorden schon öfter nur für Gotteslohn und gute Worte als juristischer Ratgeber gedient hatte, mit einem Verfahren wegen Ketzerei. Nun wurde es nicht nur ungemütlich für den alternden Reuchlin, der sich nichts sehnlicher wünschte als seine Ruhe, es wurde gefährlich, lebensgefährlich. Denn Hochstraten, vor dessen Ketzergericht Reuchlin geladen wurde (er erschien erst zur zweiten Sitzungsperiode persönlich und mit Unterstützung durch Beamte des Herzogs von Württemberg, in dessen Diensten er bis vor kurzem als Richter des Schwäbischen Bundes gestanden hatte), hatte im Jahr zuvor, 1512, einen Arzt als rückfälligen Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht und damit gezeigt, daß er es mit seinem Amt und mit seiner Macht blutig ernst meinte.

Es ist hier nicht der Ort, den Verlauf des Prozesses mit all seinen Wechselfällen und Absonderlichkeiten nachzuzeichnen. Es kam zu einem Freispruch Reuchlins, zur Appellation seiner Gegner an den Papst, es kam zu Bücherverbrennungen, Fürsten aus halb Europa engagierten sich beim Papst für oder gegen Reuchlin, die gelehrte Welt der Zeit stand fast ganz auf seiner Seite und ließ ihn das auch wissen. Das Ergebnis waren die schon genannten „Clorum virorum epistolae“. Es ging nun im Bewußtsein der Zeitgenossen mehr und mehr um einen Streit zwischen zwei Lagern, die wir mit heutigen Begriffen, ohne die Sache damit genau zu treffen, als die ‚Konservativen‘ und die ‚Fortschrittlichen‘ bezeichnen könnten. Bei den ‚Konservativen‘ fanden sich vor allem die Kräfte zusammen, die angesichts der gefährlich gärenden Zeit am Alten, Sicherem, Gottgegebenen festhalten wollten, an der Macht der römischen Kirche und am vermeintlich sicheren einen Glauben, die deshalb mit allen Mitteln, von der Predigt bis zum Ketzergericht, das Überkommene verteidigen wollten. Bei den ‚Fortschrittlichen‘ versammelten sich die Reformwilligen, die Humanisten, die Aufklärer, die Kunstliebenden, die Poeten, die sich an die antiken Vorbilder hielten, und alle, die Deutschland von politischer und religiöser Bevormundung befreien wollten. Daß es dabei zu uns heute fremden und befremdlichen Konstellationen kam, sei nur am Rande erwähnt. Albrecht von Brandenburg zum Beispiel, seit Anfang 1514 Erzbischof von Mainz, in der Historiographie vor allem als Ablaßprofiteur und uneinsichtiger Gegner Luthers dargestellt, vertrat durchaus auch Positionen des ‚fortschrittlichen‘ Lagers im Sinne einer von Rom unabhängigeren deutschen Kirchenorganisation (nicht ohne damit

... warhafftige entschuldigung
gegen und wider ains getaufften
juden genant Pfefferkorn (Augenspiegel),
Johannes Reuchlin, 1511
(Kat.-Nr. 3.37)



g. 12404 ^{1/2}

Abzotriben und auszulesen eines

ungekuntz lasset buachlern mit namen Züge
spiegel So Johannes Raachlein lezet das
rechten gegen vnd wider mich Johan
nes Pfefferkorn gedrukt gedrukt vñ
offentlich vormalis vñgeen hat las
sen Dar gegt ich mer vñschule
aller menschen grundlich bis
vernem vñ zu verclaren
in desz gegeben wurdige
buchgelgen genat

Brantspiegel.

gehan hat.

Niemans so schmeck ich oder laß
Ich sey crist jud oder heid.
Noch vmb gunst oder vmb gut.
Allen vmb der sünden vbermüt.
Ist das buachlein worden gemacht.
Vnd die geistliche daren bezalet.
So die falschen jüden alzeit verachten an.
Welcher das am allerbesten kan.
Seiden kirchen vnd aller schmeck.
Nach der cristlich heiligkeit ist yngeho.
Wies das mochten verschleissen
Vnd das Romische reich so zerissen.
Grossen haß sy so vns cristen tragen.
Vnd ist erlogen was sy sagen.
Das wil ich beweisen sündernort.
In den buachen das beschriben stott.

92, 117

spezifisch Brandenburgische Interessen zu verknüpfen ...). Ulrich von Hutten hatte ihm zum Einzug in Mainz ein Preisgedicht von über 1000 Versen geschrieben und dafür die stolze Summe von 200 Gulden erhalten. Kurze Zeit später trat er in den Dienst des Erzbischofs – allzuweit lagen die Positionen der Lager wohl nicht auseinander, die sich kurz darauf in einer Weise bekämpften, als gäbe es nur Weiß oder Schwarz, die viri clari oder die viri obscuri.

Dennoch, für Ulrich von Hutten gab es kein Zögern, wo er zu stehen hatte. Begabung, Herkunft, Werdegang (,Wille und Schicksal', wie es in der Unterzeile des Titels einer jüngeren Biographie heißt) und seine bislang veröffentlichten Werke wiesen ihm seinen Ort zu: auf der Seite der Humanisten, auf der Seite des Reiches (wie sehr er auch dessen Rolle mißverstehen mochte), gegen die Kurie in Rom und gegen die ,Romanisten' und ,Kurtisanen'! (Das Schicksal der Juden bekümmerte ihn überhaupt nicht!)

Indessen scheint die Idee zu den Dunkelmännerbriefen nicht von Hutten selbst ausgegangen zu sein, sondern von seinem alten Freund und Lehrer aus Fuldaer, Kölner und Erfurter Zeiten, Crotus Rubeanus, der wieder in Fulda untergekommen war, aber weiterhin engen Kontakt mit dem Erfurter Humanistenkreis um Mutianus Rufus hatte – und natürlich mit Hutten selbst. Von Crotus Rubeanus (so hatte er seinen Namen Johannes Jäger [aus Dornheim] kompliziert latinisiert, einer weit verbreiteten Mode folgend) stammen, so hat die Forschung herausgefunden, die meisten Briefe des ersten Teils (andere rühren von Hermann von dem Busche her, I, 1 vielleicht von Hutten), von Hutten die Appendix zum ersten Teil und die meisten Briefe von Teil II, wie nicht zuletzt die ‚Schauplätze‘ Rom und Bologna und eine Reihe biographischer Reminiszenzen belegen.

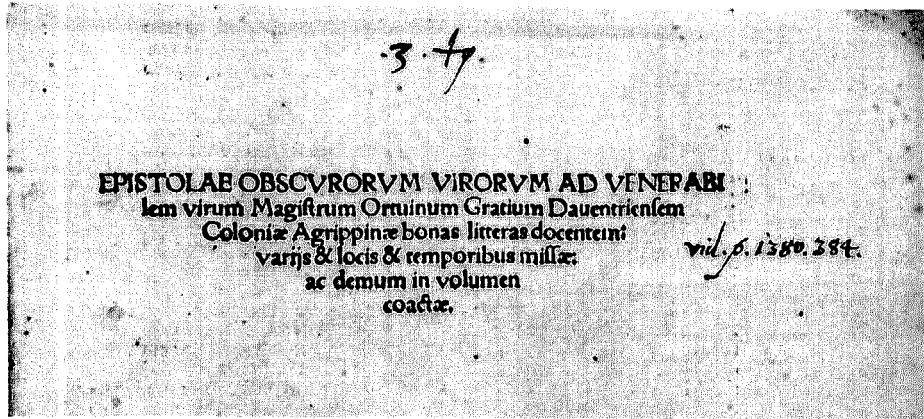
Auch Inhalt und Sprache bestätigen diese Verteilung der Autorzuweisung, wenngleich die Unterschiede nicht so gravierend sind, wie man lange Zeit gemeint hat. Huttens Briefe sind zupackender, aktueller, ‚politischer‘ als die des Crotus Rubeanus, diese sind feiner in der Charakterisierung der verkommenen Spätscholastik und ihrer Adepten, geschliffener in der Sprache (beides schließt Grobheiten und Obszönitäten keineswegs aus! Hutten selbst war darob entsetzt, wenigstens scheinbar: „*dii boni, quam non illiberales iocos*“ – „Gute Götter, was sind das so anständige Witze“, schrieb er am 22. 8. 1516 an seinen Freund Richard Crocus) und treffender in ihrer hintergründigen Bosheit.

Crotus schrieb aus seiner täglichen Erfahrung am ‚lebenden Objekt‘ der Erfurter und vor allem Fuldaer Kleriker, die seinen Spott schon seit längerem herausgefordert hatten, Hutten ließ seine wissenschaftlichen, politischen, militärischen Einsichten aus Bologna und Rom einfließen.

Beide aber standen darüberhinaus aufgrund des weitgehend gemeinsamen Bildungsganges und -weges in der Tradition der spätmittelalterlichen Universitätssatire, in der wesentliche Teile der Dunkelmännerbriefe vorgebildet waren, und als Literaten kannten sie Fastnachtspiele und die Narrenliteratur.

Wie sehen die Briefe nun aus? Der Reisebericht des Philipp Schlauroff ist zwar ein Glanzstück der Sammlung, aber nicht kennzeichnend für den Durchschnittsbrief des Durchschnittsdunkelmannes.

Der Dutzenddunkelmann vor allem des ersten Teiles der Briefe sitzt irgendwo in der Provinz des Römischen Reiches, in Leipzig, Wittenberg, Mainz, Nürnberg, Freiburg, Tübingen, Frankfurt a. M., Trier, Münster, Zwolle, Magdeburg, Augsburg, Miltenberg, Heidelberg, Basel, Straßburg, Bonn, Erfurt, Frankfurt a. d. O. (Ulrich von Hutten erweitert den Wirkungsbereich schon in der Appendix, dann auch im zweiten Teil um den Schauplatz Italien, manche Briefe stammen angeblich direkt aus der Kurie, einzelne kommen nun auch aus Löwen, Antwerpen und aus Paris.) – oder auch in Köln und schickt Briefe an den wie eine Spinne im Netz zu Köln residierenden Ortvinus Grätius (in der außersatirischen Realität ein Priester, Humanist, Verlagslektor in Köln, Helfer der Dominikaner im Pfefferkorn-Reuchlin-Streit, üblichen Zuschnitts, aber keineswegs so beschränkt, wie ihn die Briefe darstellen), der ihm in allem ein unerreichbares Vorbild ist, von dem er Ratschläge erwartet (und in rebus amatoriis auch erhält), und dem er von den Zuständen an den Hohen Schulen berichtet, vor allem von den Bedrängungen durch die neulateinischen, humanistischen Poeten, die – wie es Magister Philippus Sculptoris in I, 25 stellvertretend für alle markant zusammenfaßt – „*vexant nos omnes, qui tenemus cum Antiquis*“ („... die uns alle miteinander, die wir es mit den Alten halten, so quälen“.) Die Dunkelmänner tragen zumeist, ihrem Anspruch gemäß, zu den gelehrtesten Köpfen der Welt zu zählen, latinisierte Namen, und da haben Johannes Jäger und Ulrich von Hutten ihrer Phantasie kaum Grenzen des



Epistolae obscurorum virorum
(Briefe der Dunkelmänner),
Ulrich von Hutten et al., 1516
(Kat.-Nr. 3.41)

Anstands wie des Juxes gesetzt, Satire darf bekanntlich alles. Sculptoris ist da sicher noch harmlos – der latinisierte Steinmetz, nicht auffälliger als die noch heute vorkommenden Namen Molitor (Müller), Sutor (Schuhmacher), Pistor (Bäcker), Piscator (Fischer). Pellifex (Pelzmacher) und Plumilegus (Federleser) sind schon weniger ‚normal‘, ihre Namen sind ohne viel Federlesens neu geschaffen. Bei Buntemantellus und Langschneyderius hat es offenbar nicht mehr zum vollen lateinischen Ausdruck gereicht, ebenso bei Hafenmusius oder Genselinus. Hutten bevorzugt eher sprechende Namen wie Romedelantis (Räum das Land), Storati (der Name riecht etwas nach Weihrauch...), Kuckuck, Lamp, Hemerlin, Steynhart oder Simon Worst; Philippus Schlauraff wurde schon zu Anfang genannt, und sein durch den Namen vorweggenommenes Schicksal auch. Hutten steigert das Spiel hie und da bis zur Zungenbrecherei: Cocleariligneus (Holzlöffel), Cribelinioniacius und Flerssklirdrius, scheut andererseits auch vor banalsten Steigerungen nicht zurück: Henricus Schluntz ist der Schreiber von Brief II, 52, Brief II, 53 stammt dann von Ioannes Schluntzick.

Daß ein Daubengigeli (s. Schlauraffs Brief), ein Dollenkopfius (wiewohl noch heute honoriger Familienname), ein Misladerius aus der Sicht der Satiriker nicht gerade für Höhepunkte europäischer Literarizität (so eine ebenbürtige Wortschöpfung neuesten Datums, 1980!) stehen können, leuchtet allen Lesern sofort ein.

Daß einer mit dem schönen Vornamen Mammothrectus (ein Verballhornung von mammothreptus [„von der Amme ernährt“]: „von Brüsten angezogen“) Schwierigkeiten in der Liebe haben muß, ebenso. Aber muß er sich gleich beim Nebenbuhler Rat holen? Den Vogel schießt in dieser Hinsicht Ulrich von Hutten ab, der einem Dunkelmann den Namen Marquardus Fotzenhut gibt. (Bömer zitiert zur Erklärung das Grimmsche Wörterbuch: „cunni pileus – ein untüchtiger, das ausschweifende leben seiner ehefrau deckender hahnrei“; dezenter kann man es kaum ausdrücken!).

Und wie sie heißen, so traktieren sie auch die lateinische Sprache. Wie Schlauraff wenig auf die Regeln der Metrik gibt, so seine Konsorten wenig auf die der Grammatik. Es ist allerdings schwer, den aus der ars poetica Maccaronea (nach einer italienischen Knödelart des späten Mittelalters) entstehenden Sprachwitz zu vermitteln – keine Übersetzung kann ihn bewahren, und des Lateinischen sind heute nur noch wenige so mächtig, daß sie über Sätze wie „ego volo sibi super cutem“ („ich will ihm an den Kragen“), I, 48, oder „multum teneo de tali libro“ („ich halte viel von diesem Buch“), II, 28, spontan lachen können. Man kann vielleicht eine Vorstellung von der sprachlichen Verwendung der Barbarolexis der



Satiriker vermitteln, wenn man sie mit dem sogenannten Lübke-Englisch vergleicht, jenen sattem bekannten Verirrungen des „Equal goes it loose“ oder „He is heavy on wire“. Was da aber unfreiwillig komisch ist, wurde dort mit großer Kunst auf die Spitze getrieben: die also mit dem Latein umgehenden Möchtegernkoryphäen werden schon durch ihre groteske Sprachverwendung der Lächerlichkeit preisgegeben. So klagt Magister Conradus Unckebunck im 46. Brief des zweiten Teils, natürlich über die ‚Poeten‘ und die schlimmen neuen Zeiten: „Credo quod diabolus est in illis poetis. Ipsi destruunt omnes universitates; et audiui ab uno antiquo magistro Lipsensi . . . , quando ipse fuisset iuuenis, tunc illa universitas bene stetit, quia in XX miliaribus nullus poeta fuisset. Et dixit etiam, quod tunc supposita diligenter compleverunt lectiones suas formales et materiales seu bursales; et fuit magnum scandalum, quod aliquis studens iret in platea et non haberet Petrum Hispanum aut Parva logicalia sub brachio.“ Auf ‚Lübke-Englisch‘ könnte sich das vielleicht so lesen: „I believe that the devil is in these poets. They destroy all universities. And I have heard from a old Master of Arts of Leipzig, that when he young was, then this university were orderly, because in 20 miles around not one poet were. And he said too, that then the inferior students had hard-working outworked their general educating and the specific and the in the hostel hold



forereadings. And it were a great shame, when somebody student would on the street go and had not the Petrus Hispanus or the Parva logica under the arm.“ (Kongenialität mit Crotus oder Ulrich ist nicht angestrebt bei dieser ‚Übersetzung‘!)

*Triumphus Capnionis, 1518
(Kat.-Nr. 3.44)*

Man stelle sich vor, daß ‚Wissenschaftler‘, die das Englische derart kujonieren, in diesem ihrem Englisch über Shakespeare, Newton oder Shaw räsonieren und judizieren, dann hat man vielleicht eine Vorstellung vom Wesen und Treiben der Dunkelmänner.

Und wie ihre Namen, wie ihre Sprache, so auch die Art der Gegenstände, über die sie mit den bösen Humanisten in Streit geraten – oder auch untereinander.

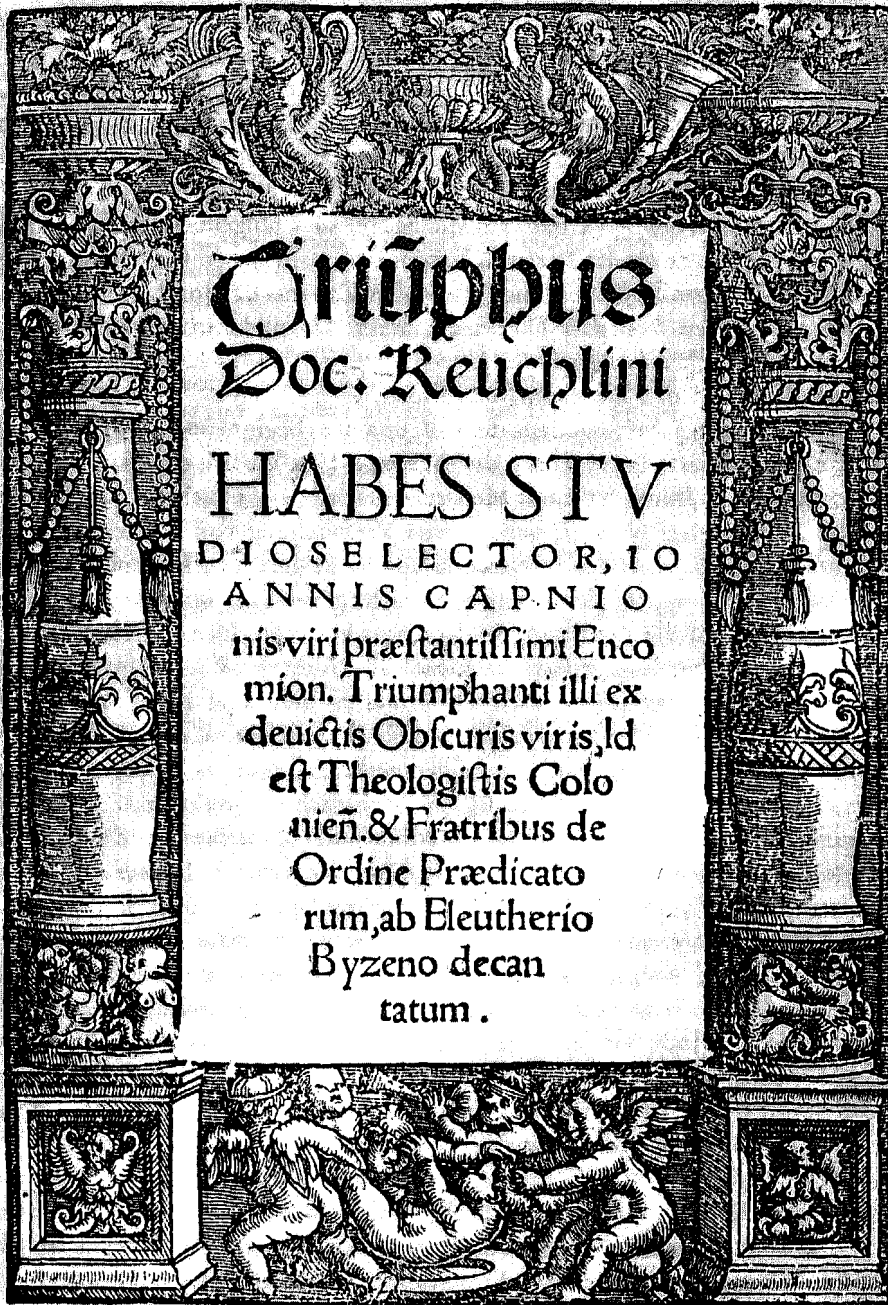
Es fängt an mit der ‚Vergöttlichung‘ des (in den Briefen) unsäglichen Ortvin Gratus durch Thomas Langschneyderius: „... vos estis mihi quodammodo Deus, quia dedistis mihi initium sapientiae“ („... Ihr seid für mich gewissermaßen wie Gott, weil ihr mir den Eingang in die Weisheit gewährt habt“, – wobei Hutten, dem wir den Brief I, 1 möglicherweise auch verdanken, den Dunkelmänn das bekannte „Initium sapientiae timor Domini“ ins Absurde verkehren läßt!), wo der so überhöhte dann doch nur in der wichtigen Streitfrage um sein Urteil gebeten wird, ob einer, der Doktor der Theologie werden kann, „magister nostrandus“ oder

„noster magistrandus“ heißen müsse, worüber man sich bei einem „prandium Aristotelis“ („aristotelische Schlemmerei“) in die Haare geraten sei.

Es führt über die ebenso hochmütige wie dummdreiste Ablehnung der neuen Studien des Griechischen und Hebräischen, durch die Erasmus und Reuchlin berühmt geworden waren, wie sie Petrus Lapp, ausgerechnet „sacrae paginae licentiat“ („Licentiat der Heiligen Schrift“), in Brief II, 33 formuliert: „Et si dicunt, quod sciunt litteras Graecas et Hebraicas, habetis respondere, quod tales litterae non curantur a theologis. Quia Sacra scriptura sufficienter est translata et non indigemus aliis translationibus.“ („Und wenn sie [i. s. die Humanisten] sagen, daß sie Griechisch und Hebräisch können, so müßt Ihr [i. e. Ortvin] ihnen antworten, daß sich Theologen nicht um solche Sprachen kümmern. Denn die Heilige Schrift ist zur Genüge übersetzt, und wir brauchen keine weiteren Übersetzungen.“). Einen Gipfelpunkt dieses Hochmutes stellt die Dummfassung der Ilias durch Petrus von Worms, Brief II, 44, dar, der gar nicht glauben kann, daß es einen griechischen Homer gibt und den lateinischen selbstverständlich vorzieht: „Quid mihi cum Graeco? Ille latinus est melior...“ („was soll ich mit dem griechischen Homer? Der lateinische ist besser...“).

Es führt schließlich, nachdem sich die Dunkelmänner in allen sieben Todsünden so kannibalisch wohlfühlten wie 500 Säue, zu jenem barbarischen und grausamen Scherz, daß Hutten über einen Dunkelmann mit dem lieblichen Namen Petrus Charitatis ein Gerücht verbreiten läßt, demzufolge Ortvin Gratius Bankert eines Priesters und Neffe eines Halberstädter Henkers sei, nach dem er sich auch nenne (Brief II, 61; vgl. Brief I, 16). Und den Schluß der Sammlung bildet dann ein Brief eben dieses Henkers an seinen Neffen, in dem die Aktivitäten Ortvins, Hochstratens, Pfefferkorns und eben dieses Henkers ineins gesetzt werden: „... per Deum, ego valde laudo tam bona facta vestra, quae pertinent omnia ad meum artificium.“ („... bei Gott, ich lobe sehr solche Eure guten Taten, die alle in meinen Tätigkeitsbereich fallen.“)

Hier ist wieder jener Name gefallen, mit dem alles begann: Johannes Pfefferkorn. Er ist, zusammen mit – oder besser gesagt: als Kontrastfigur zu – Johannes Reuchlin die heimliche Hauptperson der Briefe. Die Auseinandersetzungen der beiden Lager haben in ihnen ihre Protagonisten, und kaum ein Brief, der nicht Reuchlins gedächte, wenn auch – in der verkehrten Welt der Satire verständlich – als Oberketzler der ‚Poeten‘, den man auf den Scheiterhaufen wünscht: „... volumus facere, quod isti iuristae non audent dicere unum verbum, quando sunt cum theologis. Quia timebunt, ne mittant super eos inquisitorem et comburant eos pro haeticis. Sicut nunc spero, quod fiet Ioanni Reuchlin adiuvante Deo, cuius nos sumus iudices.“ („Wir wollen es dahin bringen, daß jene Juristen kein Wort zu sagen wagen, wenn sie mit Theologen zusammen sind, und zwar weil sie fürchten müssen, daß jene den Inquisitor gegen sie hetzen und sie als Ketzer verbrennen, genau so, wie ich nun hoffe, daß es mit Gottes Hilfe dem Johannes Reuchlin geschehen möge, dessen Richter wir ja sind.“). So jedenfalls bringt Magister Henricus Cribelinioniacius die Sache in Brief II, 32 auf den Punkt. Man könnte nun meinen, daß nach dem gleichen Schema Johannes Pfefferkorn in den Himmel versetzt würde. Aber keineswegs, ganz abgesehen davon, daß dieser Platz schon von Ortvinus besetzt ist. Pfefferkorn macht eine merkwürdige Figur. Er und seine Frau sind einmal, und vor allem im ersten Teil, Objekte sehr derber obszöner Erzählungen und Anspielungen (I,13; I,21; I,23; I,34; I,36; I,37; I,40; II,14; II,18; II,37; II,39), zum andern aber wird Pfefferkorn, was zwar im ersten Teil schon angelegt ist, aber von Hutten im zweiten Teil zum Hauptthema gemacht wird, zum Gegenstand immer wiederkehrender Erörterungen, ob er denn durch die Taufe auch



innerlich ein Christ geworden sei (I,10; I,18; I,23; I,36; I,47 (6); I, 48 (7); II,3; II,14; II,25; II,30; II,37; II,47; II,54; II,61). Damit bringt Hutten, grausam und geschickt zugleich, den Konvertiten in die schlimmste Lage, die nur möglich ist. Denn gegenüber Neuchristen genügt auch nur die Ahnung eines Verdachtes, sie seien nicht durch und durch rechtgläubig, um sie vor das Ketzergericht zu bringen. Um diesen Druck noch zu verstärken, ‚erfindet‘ Hutten eine Art Doppelgänger Pfefferkorns, den ‚Pfaffen‘ Rapp, der – unter tatkräftiger Hilfe der Familie Hutten! – tatsächlich am 4. September 1514 in Halle nach furchtbaren Torturen verbrannt und von Ulrich von Hutten mit dem Namen Pfefferkorn begabt wurde. (Sein unter der Folter erpreßtes und von Hutten propagandistisch verwertetes Geständnis, in

dem er vom Hostienfrevell bis zum Ritualmord alle üblicherweise den Juden zugeschriebenen Verbrechen gestanden hatte, wurde bis weit in das 17. Jahrhundert in antijüdischen Hetzschriften wieder und wieder abgedruckt!).

Für Pfefferkorn war mithin diese Satire kein purer Wortkampf, ihn traf sie im Kern seiner Existenz, kein Wunder, daß er auf sie – unter anderm – mit einer Kampfschrift reagierte, die den Titel trägt: „Beschrymung Johannes Pfefferkorn (den man nyt verbrant hat)...“

Und Reuchlin? Genützt hat ihm die Satire, so wohlgemeint sie war, in der Sache nichts, er wurde am Ende seines Lebens vom päpstlichen Gericht zu ewigem Stillschweigen verurteilt. Er war auch, nach dem Zeugnis des Joachim Camerarius, nicht eben begeistert von den Dunkelmännerbriefen und hielt sie eher für den Ausdruck jugendlichen Leichtsinns.

Was bleibt von den Dunkelmännerbriefen?

Gegenüber den Jubeltönen aus dem 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert hat sich eine nüchterne Betrachtung durchgesetzt. Max Wehrli, der die Briefe auch heute noch für ein „humoristisches Meisterwerk“ hält, sieht auch die Kehrseite der Medaille: „Diese Hatz wäre an sich in ihrer Vermischung von Tratsch, Verleumdung und grundsätzlichen Zielen unschön und heute geradezu kriminell.“ Nimmt man dieses Urteil ernst, dann kann es sich angesichts unserer historischen Erfahrungen nur auf die Zeichnung Pfefferkorns beziehen. Denn Pfefferkorn wird nicht als Individuum angegriffen, sondern als Prototyp. Wie er im Lager der Dunkelmänner nur akzeptiert wird als getaufter Jude und daher brauchbarer Kronzeuge gegen die Juden (wie aus seinen Schriften leicht zu entnehmen ist), so wird er von den Autoren der Dunkelmännerbriefe, und da insbesondere von Hutten, als Prototyp dargestellt: er ist profitsüchtig, verlogen, lüstern, ein unwandelbarer Feind Christi und seiner Kirche, stinkend, des Teufels (I,2; I,36; I,38; I,46 (5); I,47 (6); I,48 (7); II,3; II,25; II,47) – der ‚ewige Jude‘, der ‚von Natur‘ aus so ist, wie ihn die Autoren schildern. „Sicut iste lapis nunquam fit mollis apud ignem, ita etiam nunquam aliquis Iudaeus fit recte Christianus. Sed faciunt hoc propter lucrum vel propter timorem vel propterea, quod possint facere unam prodicionem.“ – („Wie dieser Stein im Feuer niemals gar wird, so wird auch niemals irgendein Jude ein richtiger Christ. Sie machen das nämlich nur aus Profitgier oder aus Angst oder um einen Verrat begehen zu können“), läßt Ulrich von Hutten in Brief II, 47 einen getauften Juden auf dem Sterbebett bekennen, wo der Mensch bekanntlich die Wahrheit sagt. In das „lauteste Aufjauchzen der satirischen Lust“ ist schon die Bitternis des beginnenden Antisemitismus eingeflossen. Aus Reuchlins Kampf für die jüdischen Schriften und für die Judenheit ist im literarischen Freundesdienst seiner Humanistenkollegen ein antijüdisches Pamphlet geworden. Und niemand kann am Ende des 20. Jahrhunderts noch unbeschwert lachen über Schlauraff und Konsorten.

Durfte man es je?

- Literatur Amelung, Peter (Hrsg.). Briefe der Dunkelmänner. Vollständige Ausgabe, übersetzt von Wilhelm Binder, revidiert, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von P. A., München 1964
Becker, Reinhard Paul. A War of Fools. The Letters of Obscure Men. A Study of the Satire and the Satirized (= New York Univ. Ottendorfer Series, NF 12), Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1981
Bömer, Aloys (Hrsg.). EPISTOLAE OBSCURORUM VIRORUM. 2 Bde (= Stachelschriften, Ältere Reihe I, 1 und I, 2), Heidelberg 1924
Brecht, Walther. Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum (= Q.F. 93), Straßburg 1904

- Brod, Max. Johannes Reuchlin und sein Kampf. Eine historische Monographie. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1965
- Chomrat, Jacques. Les hommes obscurs et la poésie. In: L'humanisme allemand (1480–1540), XVIII^e colloque international de Tours (= Humanist. Bibl., Reihe I, Bd. 38), München/Paris 1979, S. 261–282
- Frey, Winfried. Die ‚Epistolae obscurorum virorum‘ – ein antijüdisches Pamphlet? In: Jahrbuch 1, 1985: Probleme deutsch-jüdischer Identität, hrsg. v. N. Altenhofer und R. Heuer, Frankfurt a. M. 1986, S. 147–172
- Gerschmann, Karl-Heinz. ‚Antiqui-Novi-Moderni‘ in den ‚Epistolae obscurorum virorum‘. In: Archiv f. Begriffsgesch. XI, 1967, S. 23–36
- Grimm, Heinrich. Ulrich von Hutten. Wille und Schicksal (= Persönlichkeit u. Gesch. 60/61), Göttingen/Zürich/Frankfurt 1971
- Hess, Günter. Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts (= MTU 41), München 1971
- Huch, Ricarda. Deutsche Geschichte, 2. Band: Das Zeitalter der Glaubensspaltung. Nachdruck 1954
- Kisch, Guido. Zasius und Reuchlin. Eine rechtsgeschichtlich-vergleichende Studie zum Toleranzproblem im 16. Jahrhundert (= Pforzheimer Reuchlinschriften 1), Stuttgart 1961
- Kreutz, Wilhelm. Die Deutschen und Ulrich von Hutten. Rezeption von Autor und Werk seit dem 16. Jahrhundert (= Veröff. d. Histor. Inst. d. Univ. Mannheim 8), München 1984
- Leinz-v.Dessauer, Antonie (Hrsg.). Johannes Reuchlin, Gutachten über das jüdische Schrifttum, hrsg. u. übers. von A. L.-v.D. (= Pforzheimer Reuchlinschriften 2), Stuttgart 1965
- Löfstedt, Bengt. Zur Sprache der ‚Epistolae obscurorum virorum‘. In: Mittellatein. Jahrb. 18, 1983, S. 271–289
- Rogge, Helmut. Fingierte Briefe als Mittel politischer Satire. München 1966
- Rupprich, Hans. Vom späten Mittelalter bis zum Barock, 1. Teil: Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance 1370–1520 (= Geschichte der deutschen Literatur, Bd. IV, 1), München 1970, v. a. Kap. VI
- Wehrli, Max. Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (= Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 1), Stuttgart 1980, v. a. S. 907 ff.
- Wunderlich, Werner. Das Schlaraffenland in der deutschen Sprache und Literatur. Bibliographischer Überblick und Forschungsstand. In: Fabula, 27, 1986, Heft 1/2, S. 54–75